

Wieviel aber Irene auch über sich selbst aussagt und wieviel von anderen über sie ausgelegt wird, mit welchem Aufwand von kleinen Zügen sie in Scene gesetzt ist, hier fehlt es nach meinem Gefühl doch immer am Letzten, dem Daseinsodem, der die Figur als Irene zu Gunsten ihrer frohen, bräutlichen Cousine auf die Erbschaft verzichtet, weil „solche Wesen, wie sie, beiseite treten müssen“, gewinnt sie unsere Sympathien nicht. Die Gestalt behält immer etwas Construiertes, Unwirkliches.

Und doch gibt es heute schon solche ins Leben hineinwirkende Bestalinnen. Und die Natur, die sich so geschickt den Culturverhältnissen anzupassen versteht, wird in Zukunft immer mehr von ihnen hervorbringen. Mädchen mit unhangrigen Sinnen, die aber mit der ganzen zarten Güte ihres Geschlechts, mit allen seinen mütterlichen Instincten ausgestattet sind. Arbeitsbienen im Welthaus halt möchte ich sie nennen. Sie haben nichts gemein mit dem kuhwarmen Altruismus der altjüngferlichen Tanten aus der vorigen Generation, die sich am fremden Feuer wärmen wollten, aber sie haben auch nicht den säuerlichen Zug der Mißbilligung, der Irene von Geyern so unangenehm macht. Als die großen Verstehenden und Schenkenden werden sie durch's Leben gehen, Erzieherinnen und Helferinnen für ihre erdgebundenen Schwestern, sie, die die Arme frei haben. Und gerade durch ihre weiblichsten Eigenschaften werden sie auch wirken als Erzieherinnen und Helferinnen des Mannes, sie, die die Sinne frei haben.

Das sind Visionen, wie sie Frau Salomés Novellen aus uns herausbeschwören. Und gerade, daß sie uns noch so viel zu ergänzen übrig läßt, bringt uns vielleicht in dieses liebevolle persönliche Verhältnis zu ihren Schöpfungen. Etwa wie wir es zu geliebten Schwesterkindern haben, an denen wir ein wenig mitpflegen dürfen. Wir sind ihr dankbar dafür.

Halle a. d. S.

Anselm Seine.

## Behn Jahre.

Es ist jetzt gerade zehn Jahre her, daß ein junger Mann, wunderbar aufgeregten und heftigen Wesens, durch die Straßen von Paris lief und sich nicht fassen, nicht beschwichtigen konnte. Von einer großen, nicht ablassenden Unruhe aus der alten Heimat vertrieben, war er suchend durch die Welt einem Sterne nachgezogen, den er niemals erblickt hatte, aber doch finden zu müssen bei sich im innersten Gemüth gewiß war. Er hatte nicht gerastet, nach dem Höchsten zu streben, immer zwischen Hoffnung und Angst hin und her von tausend Gefühlen, tausend Wünschen, tausend Begierden im Kreise gerissen und gedreht. Aber hier, in der wilden und gewaltigen Stadt Paris, war es ihm aufgegangen. Jetzt wußte er erst, was sein unstetes Verlangen gewesen war, jetzt fieng er sich erst selbst zu verstehen an. Und da begab es sich, es ist gerade zehn Jahre her, in jenem heitersten Sommer, während die ungeheure Stadt von Gästen, die die Ausstellungen zu sehen kamen, noch lauter und bunter war, da begab sich, daß er eines Tages von einem unbekanntem Menschen, dessen Namen er niemals vernommen hatte, in einem stürmischen und aggressiven Brief aufgefordert wurde, sie sollten zusammen eine Literatur in Oesterreich begründen.

Wer der junge Mann unruhigen und dubiosen Wesens war, der in solchem Taumel, durch die Straßen wandend, thörichtester und tapferer Hoffnungen sich vermaß, wird man ungefähr erraten haben. Er ist seitdem stiller geworden, zehn Jahre kühlen und blasen manche Leidenschaften ab und aus. Aber der Unbekannte, der ihm jenen tollen und maßlos verlangenden Brief schrieb, ist ein junger Mensch in Brunn gewesen, Herr E. M. Kafka, nun schon verstorben. Der hatte sich, von derselben Haft, die an unserem Pariser reis, und derselben Hitze, für das Vaterland zu wirken, demselben Drang nach noch verborgenen, aber groß gemeinten Thaten bestürmt, in Brunn eine Revue der österreichischen Literatur herauszugeben entschlossen: die „Moderne Dichtung“. Und über diesen Plan flogen nun zwischen den beiden jungen Leuten, die einer den andern niemals gesehen hatten, aber durch ihre Sehnsucht wie Brüder geworden waren, Briefe wie schreiende Sturmvögel hin und her, fünf Monate lang, bis denn dann endlich im Jänner das erste Heft der neuen Zeitung erschien, die Ankündigung einer neuen Literatur in unserem Lande.

Heute, nach zehn Jahren, da sich manches entfaltet hat und alles ein bißchen anders geworden ist, in diesen Briefen, deren vehemente und flackernde Schrift jetzt noch zu dampfen und zu glühen scheint, mit stillem Behagen lesend und mich erinnernd, muß ich manchmal lächeln. Wie heiß und lärmend sind wir damals gewesen! Erst zehn Jahre ist das her? Es klingt so gar nicht wie aus unserer Zeit, mit seinen großen Worten, mit seiner alles wagenben, alles herausfordernden Vermessenheit, mit seinem Troß und Zorn junger Eroberer. Wie stark hat doch damals in der Jugend noch das Romantische gebrannt, die Begierde wilder Abenteuer und eine dunkle Lust, sich mit großen Hüten und in schwarzen Mänteln, wie Räuber und Zigeuner, drapiert zu sehen! Wie schwer und wie feierlich, wie furchtbar ernst, wie tragisch haben wir damals alles genommen, immer gleich bereit, gegen Feinde, die wir

rings auf uns lauern sahen, den Dolch zu ziehen, oder am liebsten auf die Straße zu rennen, um mit einer verwegenen Schar uns offen zu empören! Während doch eigentlich in diesen Briefen nichts als die Vereinigung einiger Schriftsteller, die dasselbe wollen oder zu wollen glauben, die Bildung einer für ihre Gedanken mit Worten wirkenden Gruppe verhandelt und beschlossen wird, glaubt man eher einer Verschwörung beizuwohnen, die keine Gewalt scheuen, vor keinem Heiligthum Halt machen wird. Gegen wen freilich so verschworen wird und wer denn eigentlich die finsternen Tyrannen sind, die man bedrohen will, ist nirgends gesagt. Wir müssen damals mit unseren vehementen Thun einem Verständigen recht komisch gewesen sein. Und doch, über den falschen Ton lächelnd und mich unserer Grimassen fast schämend, wundere ich mich heute doch, wie klar diesen zwei unerfahrenen und närrischen Burischen sofort das Nothwendige gewesen ist und wie sie sofort den Sinn der ganzen Bewegung, die nachmals entstanden ist, besser begriffen oder empfunden haben, als später die Nachstrebenden, die sich oft an Phrasen verloren, nur noch sich selber gelten lassen wollten und im Einzelnen stecken geblieben sind.

In unseren Briefen wird kein Programm aufgemacht. Alle die Parolen und Signale fehlen, mit denen dann getrommelt und geblasen worden ist. Es ist nicht von Naturalismus, nicht von der Decadence und nicht vom Symbolismus die Rede; nichts deutet an, daß eine Schule oder eine Partei gestiftet werden soll. Bald wird Dieser, bald Jener unter den Genossen genannt, Leute, die dann später weit auseinander gekommen sind, und Jeder wird mit der gleichen Liebe angeworben, mit der gleichen Freude aufgenommen. Jeder, der dichtet, soll dabei sein — das ist das einzige Programm. Eine Literatur — endlich eine Literatur in Oesterreich! das ist der ewige Refrain. Jeder, der schaffen kann, schaffe mit, in seiner Art, nach seiner Kraft, wie es ihm gemäß ist. Keine Schule, keine Partei — über allen Schulen, über allen Parteien das Gemeinname, das Ganze: die Literatur! Und sie fühlen ganz genau, daß in dem großen Sinn, den sie dem alten Worte geben, es etwas Neues, etwas Anderes wird, als man bisher in unserem Lande verstanden hat, etwas, das uns gefehlt hat und das wir brauchen. Das wollen die zwei Burischen schaffen, dazu haben sie sich verbunden.

Was ist das? Was war also der Sinn ihres dunklen und so leidenschaftlichen Strebens? Was heißt das, daß sie eine Literatur in Oesterreich zu schaffen verlangten? Hat diese auf sie gewartet? Hat man dazu sie erst gebraucht? Haben wir nicht eine österreichische Literatur, von den Nibelungen bis auf Ferdinand von Saar, so groß, so voll, so reich, daß der Lärm jener paar jungen Leute daneben nur wie ein thörichtes Spiel scheinen mußte? Haben wir nicht Grillparzer, Stifter und Stelzhamer? Haben wir nicht Hamerling und Anzengruber? Haben wir nicht die Ebner-Gschenbach und Saar und Rosegger? So konnte man den jungen Leuten entgegenen und so hat man ihnen ärgerlich entgegnet und sie halb spöttlich, halb zornig gefragt, wer denn unter den Neuen irgend würdig sei, neben den Kleinsten, neben den Letzten in der alten Reihe zu treten?

Worauf zu antworten war und noch zu antworten ist: daß zu dem Begriffe einer Literatur mehr gehört, als der Besitz von Dichtern, wie groß und rein sie auch seien, sondern daß die Literatur etwas über den einzelnen Dichtern Schwebendes, in sich selbst und aus sich selbst Fortwirkendes, eine für sich lebende Macht ist, von der der einzelne Dichter nur ein Theil, ein anderer Theil viele ungerühmt sich Mühende und wieder ein anderer Theil die aufnehmenden und genießenden und durch den Genuß das Kunstwerk erst vollziehenden Menschen im Volke sind. Das haben wir aber in Oesterreich noch niemals, sondern wir haben immer nur einsam wirkende Dichter gehabt. Jeder hat von sich wieder aufs Neue anfangen müssen, vor ihm ist nichts gewesen und wieder ist es nach ihm abgerissen. Der einzelne Dichter ist allein gestanden und vielleicht hat er irgend einmal einen einzelnen Menschen gefunden, der mit ihm empfunden hat. Der einsame Dichter, höchstens mit einer Gemeinde von wenigen Verständigen, das ist die typische Erscheinung der alten Literatur in Oesterreich gewesen. Aber dem haben wir den Begriff einer lebendigen und vollen Literatur entgegengestellt, wie wir ihn von guten Zeiten abgenommen haben, nach dem Beispiele glücklicherer Völker: der lebendigen Literatur als einer Kette, wo viele Kleine sich durch verschlungene Hände stärker fühlen und aus Freundschaft und Verbindung ein höherer Geist entsteht, oder als lebendiger Leiter, wo Jeder, der ein neues Werk beginnt, es gleich auf der Höhe der früheren ansetzen darf, oder als einer unendlichen, reichen, wogenden Gemeinschaft, wo Einer dem Andern den Cimer reicht, Jeder gebend nimmt und nehmend gibt, tausend Hände am selben Werke sich mühen, so daß der Kleinste im Ganzen groß wird, der Größte aber sich nun erst, von Allen gefördert, durch Alle gereizt, um das Höchste wettend, völlig zu entfalten, ganz zu bewähren erkühnt. Und einer Literatur, die nicht bloß für die Schaffenden da ist, sondern von tausend behenden und freudigen Boten zu den Genießenden ins Volk getragen wird, das allein durch seine Theilnahme, durch seine Aufnahme das Werk der Künstler mitführend, mitlebend erst vollenden kann. Diese Forderung haben wir damals aufgestellt.